

(Nachdruck verboten.)

1]

## Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

I. Band.

1.

„... Uebrigens, thut was Ihr wollt! Aber ich kann nicht mehr — ich kann's nicht mehr ertragen... meine Kraft ist erschöpft! Abend für Abend geh ich in meinem Zimmer auf und ab, auf und ab, mein Herz will brechen und meine Gedanken verwirren sich... Verrückt könnte man werden! Ihr sagt, es wird nicht gelingen... Das ist wohl möglich... aber wenn es nun doch gelingt? Wir können alle umkommen, meint Ihr? Was liegt daran? Müssen wir nicht ohnehin umkommen! So viele, die tausendmal mehr wert waren, als wir, sind umgekommen, und doch ist der Himmel nicht eingestürzt? Daß sie uns fangen, ins Gefängnis stecken werden? Sagt mir doch, bitte, was ist der Unterschied zwischen dem, was uns umgiebt, und Gittern, Mauern, ja selbst dem Grab?“

So sprach, seine Erregung gewaltsam beherrschend, einer der drei Leute, die auf einem schmalen Pfade quer über den zugefrorenen, schneebedeckten See gingen. Rings umher schloß das Städtchen Dschurdshuj, tief in Nebel und Dunkelheit gehüllt.

„Ein paar Eindrücke mehr, ein etwas lustigeres Dach,“ begann er wieder, indem er stehen blieb und mit einer lässigen Bewegung nach dem sternbesäeten Himmel wies.

Auch die andern blieben stehen. Sein Begleiter zur Rechten, der einen Schafpelz wie eine römische Toga um die Schultern geworfen hatte, erhob gehorsam den Kopf; der zur Linken, der bis an die Augen in einen Plaid gehüllt war, sah ruhig in die verschleierte Ferne, wo der Mond aufging.

„Du vergißt,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „daß Du dort keinen Augenblick vor dem Kerkermeister sicher bist! Es ist eine alte Geschichte, Niehorski, Du kannst keine drei Worte sprechen, ohne etwas Furchtliches vorzubringen. Aber den Aufenthalt hier nur deshalb gegen ein Gefängnis eintauschen zu wollen, weil Du keinen Unterschied erblicken kannst — oder weil's dort erträglicher ist, — das ist denn doch zu stark. Das darf man nicht mal Dir hingehen lassen. Ich geb's ja zu, hier haben wir nicht viel, 's ist alles der reine Hammer; aber wir haben doch etwas — haben einen Schatten, eine Idee von Leben; wir können uns frei bewegen, können die Sonne, die Natur — können Frauen sehen, mit Menschen verkehren... Und dort — nichts von alledem! Nichts, als die nackten Wände, die verhassten Gesichter der Schließer... und immer das selbe — wochen-, monate-, jahrelang! Hast Du's schon vergessen? Du hast's ja auch gekostet!... Ich gesteh's, die bloße Erinnerung daran macht mich schauern, und wenn ich fliehen sollte, so thät ich's hauptsächlich, weil die Wiedertehr all dieses Furchtbaren hier ewig über mich schwebt: eine Lastlosigkeit unsrerseits, ein Zufall, die Flegelci irgend eines miserablen Beamten, — und vorbei ist's auch mit dieser jämmerlichen Freiheit.“

„Siehst Du! da hast Du noch einen Grund mehr,“ unterbrach ihn Niehorski scharf und ging weiter.

„Meinst Du, Monteijuma, ich sei auf Rosen gebettet?... Es ist nicht der Mangel an Gründen, der mich reden läßt, aber ich sehe keine Möglichkeit, den Plan auszuführen.“

„Die wird sich schon finden, wenn nur der ernste Wille da ist. Aber gesteh's nur, es thut Dir leid, die miserablen Bruchstücke aufs Spiel zu setzen, die Du noch besitzt und diesen Schatten — diese Idee — kurz Du hast Angst...“

„Ich bin nicht toll!“

„Schade, denn von jeher waren's immer nur die Tollen, die was zustande gebracht haben, und dabei wird's auch bleiben... und die Angst ist von jeher ein Werkzeug der Knechtschaft, der Erniedrigung gewesen. Stets nennen die Menschen ein Atom von irgend etwas ihr eigen, das unteilbar zu sein scheint. Und doch zerstückten sie, von den Umständen in die Enge getrieben, dies unteilbare Atom, und geben eine Hälfte davon hin, bis endlich der Feind kommt und sagt: „Du

mußt mir alles geben, denn mein soll die Stätte sein, wo Karthago stand,“ und dann...“

„Was dann? ...“

Dann schießen sie sich eine Kugel vor den Kopf oder gehen ins Wasser, anstatt vorher den Kampf auf Leben und Tod zu wagen... Aber ich will's Dir sagen, Samuel, das ist's ja gerade, was mich beschämt, daß ich noch Bruchstücke besitze, daß ich nicht zu jenen Glendesten der Glenden gehöre, die nur noch die Gesichter der Schließer sehen! Dort wüßte ich, daß es unmöglich ist; ich säße in einem steinernen Sack — im Grab! Hier brennt mir die Seele vor Schmerz, so oft ich daran denke, daß es nur der erbärmliche Faden des Genusses ist, der mich festhält.“

„Des Genusses? Ich, das langt ja nicht! Der Wollust, wolltest Du wohl sagen! Gesteh's mir, das wäre so recht in Deinem Stil!“ Er rückte den Plaid zurecht, gähnte laut und fuhr fort: „Es ist schon spät! War's nicht vernünftiger, Schlafen zu gehen, oh, Ihr slavischen Seelen, die Ihr Euch ewig nach dem Kantschu seht! Herr Jan wird uns morgen die Hölle heiß machen, wenn wir nicht zu rechter Zeit da sind. Wo ist der Schlüssel, Woronin? Du weißt es sicher nicht.“

„Doch, da ist er!“ entgegnete Woronin trocken, und streckte die Hand unter dem Pelz vor. „Ich will noch ein bißchen gehen!“

Samuel nahm ihm den Schlüssel schweigend ab und entfernte sich gesenkten Hauptes. An der Schwelle sah er sich noch einmal um. Der Mond war eben aufgegangen und durchwebte das tiefe Dunkel mit seinem roten Widerschein. Die Umgegend war in rötliche, jammetene Halbschatten getaucht, unter denen sich nur die Gestalten der weitergehenden Genossen deutlich von der Mondscheibe abhoben. Niehorski schwenkte die Arme hastig, wie ein Vogel, der aufzulegen will, und neben ihm ging der aufmerksam lauschende Woronin.

„Träume!“ murmelte Samuel bitter. „Daß sie's noch nicht satt haben! Pläne, Phantasien, ewiges Hoffnungsfeber!“ Mit einem langen Blicke umfing er die Furte, die der Schnee bis an den Giebel zugeweht hatte, und trat in den Flu. Bald war er in der warmen, schwillen, ganz dunklen Stube; behutsam tastete er vorwärts, als wäre er in eine fremde Wohnung geraten, als er an etwas stieß, das mit dumpfem Gepolter auf den Lehm Boden fiel.

„Ewig das selbe! Und ich hab's ihm doch gesagt!“ fluchte er energisch. „Pläne, Pläne! aber die Stühle müssen immer gerade in der Mitte stehen, und Licht und Streichhölzer sind nie an ihrem Plage.“

Endlich hatte er gefunden, was er suchte, und zündete das Talglöckchen an. Aber er zog sich nicht aus, knöpfte nur den Pelz über der Brust auf, schob die Pelzmütze von der Stirn und wartete, sich den Keif aus dem Schnurrbart zupfend, auf das hellere Aufleuchten des Lichtes. Er war ein noch ganz junger Mann, aber in seinen ausdrucksvollen, typisch semitischen Zügen prägte sich schon eine gewisse Ermüdung aus: zu beiden Seiten der großen Nase zogen sich tiefe Furchen, und in dem dichten, roten Haar schimmerten weiße Fäden; seine großen, grünlich schillernden, dunkel gefassten Augen blickten ruhig aber tief traurig. Lange stand er nachdenklich da, bis er zu seinem eignen Erstaunen einen tiefen Seufzer ausstieß; dann lachte er, musterte die unordentlich im Zimmer umherliegenden Siebensachen mit ironischem Blick und ging in sein Zimmer. Dort blickten ihn dieselben schrägen, verräucherten Wände an, blickten dieselben kleinen Fensterchen auf, in denen Eis tafeln die Scheiben ersetzten, aber statt des rohen Lagers stand hier ein mit einer roten Decke zugedektes Bett, und an der inneren Bretterwand, die trocken und senkrecht war, hing eine Landkarte, einige aus einem Wochenblatt ausgeschnittene Holzschritte und ein Regal mit Büchern. Hier war, wie er es selbst ironisch nannte, „Europa“ im Gegensatz zum nebenanliegenden „Asien“. Er stellte das Licht auf sein Tischchen, nahm den Pelz ab und streckte sich, ein Buch in der Hand, bequem auf seinem Lager aus. Aber die „Träume“ ließen ihn nicht lesen. Umsonst suchte er seine Aufmerksamkeit zusammenzunehmen; er las die einzelnen Wörter, konnte ihren Sinn aber nicht fassen. Ein unbestimmbares Etwas wogte in seiner Brust und stieg ihm schmerzlich zu Kopfe.

„Die Angst ist von jeher ein Werkzeug der Knechtschaft und Erniedrigung gewesen!“ Diese Aeußerung Niehorskis

tauchte in seinem Gedächtnis auf. Er hatte sich dasselbe oft selbst gesagt, aber . . . Er ließ die Hand mit dem Buche sinken und schloß die Augen. Eine krankhafte Röte trat auf seine Wangen, er preßte die Rippen zusammen und lag lange unbeweglich.

Was löst ihm Furcht ein?

Er wollte sich einreden, daß er den Tod nicht fürchte, daß ihn beim Gedanken ans Sterben keine Bangigkeit beschleiche. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Er mußte sich gestehen, daß nur sie es war, diese Furcht eben, die ihn zwang, alle Verfolgungen zu ertragen, seine schmachvolle Lage, das Gefühl eines Tieres, das an der Kette liegt. Die Erinnerung an die Beschimpfungen, den körperlichen Schmerz, die „Untersuchungen“, die roh an die geheimsten Regungen und Gedanken rühren, sie allein hielt ihn ab von Widerstand und Kampf . . . Noch jetzt tobte es in ihm, wenn er seiner Genser gedachte, der Aeußerungen, die er gleich nach seiner Verhaftung hören mußte. Er fühlte sich besudelt, vergewaltigt, in den Kot getreten. Es war, als wenn damals eine schmutzige, überfrierende Hand in sein Innerstes gedrungen, frech an seinem Herzen gezerrt, seine Eingeweide um- und umgewendet und sein Gehirn betastet hätte. Und die brennende, ekelerregende Spur dieser Finger war auf ewig zurückgeblieben und konnte nie geheilt, nie abgewaschen werden . . . Er ist nun schon ein anderer, und kann nie mehr werden, was er einst gewesen. Er hat die Furcht kennen gelernt, hat sich durch Ausflüchte besudelt, mit beschämenden Verurteilungen gekämpft, hat Augenblicke durchlebt, in denen die gemißhandelte Seele elendiglich zusammenschumpft und nur noch leben will, leben um jeden Preis!

Er schnellte empor, setzte sich im Bett aufrecht und wollte sich erheben, denn er fühlte, wie die Vision eines furchtbaren, unverwundbaren Bildes wieder vor ihm erstand, aber er konnte sie nicht mehr abschütteln; er stützte also nur die Arme auf die Knie und sah mit weit geöffneten Augen vor sich hin.

Ein früher, nebliger Morgen. Graue, schattenlose Dämmerung lagert über dem Hofe. In ihrem Lichte erscheinen die ganzen Gefängnisbauten in schwachen Umrissen. Noch ein Augenblick und der Tag muß kommen, — ein klarer, fröhlicher Tag vielleicht; man ahnt es schon an dem blaßroten Schimmer, der in der Höhe weht; aber unten ist's kalt und trübe; nur das dunkle Geräusch des Galgens ist deutlich zu erkennen, das hoch über der Erde ragt, und das Carré der Soldaten, welches dasselbe umgiebt. Die Schließer wehren ihm das Hinaussehen, zerren ihn — Samuel — mit Gewalt vom Kerkerfenster, aber kaum sind sie fort, drückt er die Stirn wieder an die kalten, feuchten Scheiben. Und indessen wird ein weißes Leinentuch unter dem Galgen sichtbar, und in diesem fürchterlichen Saße bebzt und zuckt ein junger, lebensfrischer Körper . . . Er war so stark, so kühn, so heldenhaft, und nun muß er sterben . . . Schon hängt er schlaff herunter! . . . Der mächtige, heiliggeliebte Geist ist nun entflohen und in den Räumen des Weltalls verweht . . . Menschen haben ihn vernichtet . . . vernichtet! Er hat sie mehr geliebt, als sich selbst!

Samuel fühlte ihm all' die furchtbare, beschämende, verzweifelte Machtlosigkeit, die ihn peinigen mußte, nach. Der Strick würgte ihn, die hinterwärts gefesselten Hände wanden sich, und gleichzeitig stürmten ihm die Gedanken durch den Sinn, denen sie ihr Leben opferien, — ein mächtiger, leuchtender, donnergleicher Hymnus, der Thronen und Göttern mit dem Untergang drohte und an ihrer Statt eine neue Zukunft sonder Kummer und Schmerz verhieß, die auf ihren Trümmern erstehen sollte.

Plötzlich erblakte alles, schwamm ineinander und verschwand, und nichts blieb zurück, als die erschreckende Leere im Herzen, die leere, verlassene, sibirische Hütte und das leere, inhaltlose Morgen. Er maß die Wände mit trüben Blicken, erhob sich, griff nach den Papieren, die auf dem Tische lagen, wollte sich überwinden, aber das ging über seine Kraft; seine Augen füllten sich mit heißen Thränen, er blies das Licht aus und drückte das Gesicht in die Kissen . . .

Die Morgendämmerung stahl sich schon durch die eissigen Scheiben, als es endlich im Flur polterte und Woronin, schwer mit dem durchfrorenen Schuhwerk auftretend, in die Bohmung kam. Da er weder Licht noch Bündelhölzer fand, ging er, sie aus Samuels Zimmer zu holen. Dieser machte eine Bewegung.

„Aha! Du schläfst noch nicht?“

„Nein! Weshalb?“

„Ohi! Ich frage nur. Hast Du das Licht nicht nötig?“

„Nein . . . übrigens, Du kannst mir's wiederbringen, wenn Du Dich ausgezogen hast.“

Samuel hatte noch seine Cigarette nicht zu Ende geraucht, als Woronin schon wieder in der Thür erschien, — das Licht in der Hand und im Nachtkostüm. Er stellte das Licht auf den Tisch, dachte aber nicht daran, in sein Zimmer zurückzukehren. Im Gegenteil, er wickelte sich eine Cigarette und sah, an den Thürpfosten gelehnt, den Freund von der Seite an. Woronin war jünger als Samuel; er war ein ganz hübscher Mann, aber sein Neuzeres war vernachlässigt, seine Haltung unbeholfen. Schwarze Locken und ein dunkler Bart umgaben sein Zigeuner Gesicht mit einem Trauerrahmen, und auch sein Antlitz selbst, seine ganze Natur hatten gewöhnlich etwas Apathisches, Trauervolles an sich. In diesem Augenblick aber leuchtete etwas in seinen Augen, und es zuckte über die festgeschlossenen Lippen.

„Nun, reizt Ihr aus?“ fragte Samuel, der ahnte, daß Woronin nur auf eine Frage wartete.

„Versteht sich!“

„Ha! Glückliche Reise! Und geh't's bald los, wenn ich fragen darf?“

„Sowie es wärmer wird!“

„Vorzüglich! Ausgezeichnet! Und seid Ihr auch schon einig darüber, was vorzieht: zu verhungern, oder freiwillig zurückzukehren, oder Euch festnehmen zu lassen?“

„Warum sollten wir zurückkehren? Uebrigens, — 's ist alles möglich! Aber auch das wäre erträglicher, als die Unthätigkeit hier.“

„Oho!“ flüsterte Samuel, indem er sich aufrichtete und den Freund neugierig betrachtete.

„Außerdem,“ fuhr jener unbeirrt ruhig fort, „kann es auch gelingen. Ist es doch Beniowski und den andern Polen gelungen, von Kamtschatka zu fliehen, und Landstreicher laufen jahraus, jahrein, haufenweis sogar von Sachalin weg . . . Von hier aus ist's leichter. Uebrigens,“ setzte er nach kurzem Schwanken hinzu, „es ist eine Schande, hier in aller Ruhe zu leben, während dort . . . andre sterben.“

„Aber liebster Woronin, Niehorski hat Dich ja schon ganz nach seinem Ebenbilde umgemodelt, wie ich sehe. Sein Umherfuchteln ist also nicht umsonst gewesen!“ rief Samuel lachend. „Hör' mal, Woronin,“ sagte er plötzlich streng, und setzte sich im Bette aufrecht. „Das Leben kann man sich auf verschiedene Weise nehmen, und jede andre wird weit bequemer sein. Was aber die Wiederkehr betrifft und die Hoffnung, thätig sein zu können, so müssen wir, die wir uns aus diesen oder jenen Gründen nicht demütigen wollen, diese Idee entschieden ein für allemal fahren lassen. Entschieden! Hörst Du?“

Woronin antwortete nicht, er rückte nur seine Brille heftig zurecht, warf den Cigarettenstummel auf die Erde, machte feiert und verließ das Zimmer: das sollte heißen, daß er anderer Ansicht sei. Bald hörte ihn Samuel schmarchen und endlich schlief auch er erschöpft ein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Speckseite und Ehe.

Vor kurzem berichtete die Presse aus England über die Wiederholung eines dort üblichen Herkommens, nämlich die Austeilung von Speckseiten als Belohnung für friedliche und glückliche Eheleute, eine Sitte, die in Dummow seit langer Zeit schon herrscht. Es wird dann zur Vornahme dieser Feierlichkeit alljährlich ein sogenanntes „Schwurgericht“ eingesetzt, bei dem das Geschworenengericht aus sechs Jungfrauen und sechs Junggesellen zusammengesetzt ist, während ein besonders geachteter Bürger des Richteramts walet. Für diejenigen Ehepaare, die den Ruhm der Bewahrung ungetriebenen, ehelichen Friedens in Anspruch nehmen, tritt ein Anwalt auf, ein zweiter Anwalt in der Person eines andern Bürgers erscheint als Vertreter für den Spender der Speckseite.

Vor diesem „Schwurgericht“ nun erschienen eines Montags zwei Paare und leisteten einen Eid, dahingehend, daß sie seit ihrer Verheiratung nicht ein einziges hartes Wort zu einander gesprochen hätten. Eines dieser Paare war 33 Jahre mit einander verheiratet. Es hatte, die Wichtigkeit ihrer Aussage vorausgesetzt, die Speckseite ehelich und ehrlich verdient.

Aber nicht nur in England, sondern auch in andern Ländern ist ehemals die Speckseite als ein Wahrzeichen ehelichen Glückes angesehen worden.

Im Jahre 1781 wurde in Wien der am Eingang der noch heute bestehenden „Rotenturmstraße“ der sogenannte Rotenturm abgebrochen. Damit war eins der seltsamsten Wahrzeichen der Stadt, von dem die alten Nachrichten von Wien berichten, für immer verschwunden, eine Speckseite oder Speckswarte, die in der Höhe des

Rotenturms aufgehängt war. Warum ein so eigenartiges Wahrzeichen dort angebracht wurde, darüber giebt uns die Uebersetzung nachstehende Einzelheiten bekannt. Es sollen einstmal die Weiber der Stadt Wien eine derartige Herrschaft über ihre Männer sich errungen haben, daß der Rat der Stadt sich veranlaßt sah, eine Speckseite oben am Turm aufzuhängen mit der Aufforderung, daß jeder Ehemann diese herabholen und heimtragen dürfe, der sich bewußt sei, Herr in seinem Hause zu sein. Aber es habe sich, wie der Chronist berichtet, keiner gefunden. Nur von einem einzigen Versuche, der aber jämmerlich mißglückt sei, erzählt die Sage.

Noch im Anfang des 18. Jahrhunderts befand sich neben dieser Speckseite eine Aufschrift, auf der nachstehender Reimvers zu lesen war:

„Besindet sich irgend hier ein Mann  
Der mit der Wahrheit sprechen kann,  
Daß ihn seine Heirat nicht ergauen,  
Und fürchtet sich nicht vor seiner Frauen,  
Der mag diesen Waden herunterhauen.“

Jahrhunderte lang, so wird berichtet, hat die Speckseite unberührt in ihrer Höhe gehangen, ohne daß auch nur einer sich getraut hätte, sie herabzuholen. Und der oben angedeutete einmalige Versuch scheiterte, komisch genug, eben an der Furcht vor der Frau des unbedachten Unternehmers. Als man nämlich eine Leiter herbeigebracht hatte, mittels der er das Werk vollbringen wollte, trat er mit der Entschuldigung zurück, ein andrer möchte es vor ihm thun, denn wenn er es thäte, möchte er seinen Rod beschmutzen und von seiner Frau übel angefahren werden.

Wie lange Zeit die natürliche Speckseite unter dem Rotenturm gehangen, oder wie oft sie infolge Verwitterung hat ergänzt werden müssen, wird leider nicht erwähnt. Später wurde die natürliche Speckseite durch eine solche aus Holz ersetzt, deren Aussehen durch Bemalung einer natürlichen ähnlich gemacht war. Unter ihr war die Inschrift zu lesen:

„Welche Frau ihren Mann oft raust und schlägt  
Und ihn mit solchen kalten Laugen zwagt,\*),  
Der soll den Waden\*\*) lassen henken,  
Ihm ist ein anderer Kirchtag zu schenken.“

Auch in Deutschland scheint dieser sonderbare Brauch während des Mittelalters unsern Vorfahren nicht unbekannt gewesen zu sein. Es muß dies aus einer in dem Fastnachtsspiele „Der böse Rauch“ vorkommenden Stelle geschlossen werden, die auf eine ähnliche Sitte hinzudeuten scheint. Ein von seinem Weibe geschlagener Mann nämlich läßt sich dort also vernehmen:

Ich ließ mein Weib sein Herr und Mann,  
Namb mich der Herrschaft gar nicht an,  
Derhalb ich seyther gar durchauß  
Der Narr hab müssen sein im Hauß.  
Daß ich seyther hab dieser Sachen  
In Teutschen Hof den Schweinen Waden  
Wie holen dürfen auff mein Ehd.“

Außer dieser Bezugnahme auf das „Wadenholen“ in einem Fastnachtsspiel hat Hans Sachs diese Sitte noch in einem besonderen Fastnachtsspiel zum Gegenstande der Bühnenbearbeitung aus-ersehen. Dies führt die Titelangabe: „Ein schön kurzweilig Fastnachtsspiel mit dreyen Personen, nämlich: Ein Kellner und zwen Pauern (Bauern), die holen den Waden im Teutschen Hoff“. Auch von einem neueren Dichter, J. N. Vogl, ist derselbe Gegenstand als Ballade bearbeitet worden.

So selten nun auch dieses Brauchs in unsrer Literatur Erwähnung geschieht, so muß man gleichwohl sich zu der Annahme für berechtigt halten, daß er in Deutschland, wenn auch teilweise in anderer Form, verbreitet gewesen sei. In einer Chronik der Städte Calbe, Allen und Wankleben (Halberstadt) nämlich wird erzählt, „die Einwohner von Brumbi, einem Dorfe im Amte Calbe, waren schuldig, dem heiligen Antonius ein Schwein zu halten und zu ernähren, das den Tempelherrn, die ein Gut bei Brumbi besaßen, zuständig gewesen, mit dem Bedeuten, daß, wer in demselben Dorfe in seinem Hause absoluter Herr wäre, dem solle dieses Schwein zu eigen werden. Als nun einmal ein Bauer solcher absoluten Herrschaft sich rühnte, wurde ihm zwar das Schwein zu holen vergönnt. Weil es aber im Heimholen sich sträubte und ihm die Strümpfe beschmutzte, und er sorgte, es werde seine Frau mit ihm deshalb nicht zufrieden sein, mußte er diesmal das Schwein fahren lassen und sich zur absoluten Herrschaft in seinem Hause besser legitimieren.“ Die Grundidee der eigentümlichen Sitte ist also auch hier festgehalten, wenn auch dabei nicht von dem Herabholen einer in der Höhe aufgehängenen Speckseite die Rede ist, sondern wenn es sich vielmehr um das Heimholen des ganzen noch lebenden Tieres mit seinen beiden Speckseiten handelt.

Wenn nun auch allgemein bekannt ist, daß Sitten und Bräuche von einem Volke auf das andre sich leicht übertragen und namentlich auf verwandte Stämme überzugehen pflegen, so muß es gleichwohl in hohem Maße auffällig erscheinen, daß die Sitte der Speckseite auch jenseits des Kanals, in England, heimisch zu finden war. Auf einer Gutsherrschaft in Wichmore, auch Wichnover genannt, in Staffordshire ist an das Land — die Landbewohner — die Feudalpflicht geknüpft, zu jeder Zeit eine Speckseite bereit zu halten nebst

einem halben Quarter — vier Bushel — Weizen, die jedem neuvermählten Paare zu verabreichen waren, das ein Jahr und einen Tag verbunden gewesen und erklären wollte, „daß keines von beiden seine Ehehälfsten vertauschen möge, mit niemandem auf Erden, weder mit reicherm noch ärmerem, weder mit hübscherem noch häßlicherem, noch mit jemandem aus hoher Familie, weder wachend noch schlafend, zu keiner Zeit.“

In dem eingangs bereits erwähnten Dunmow in der Grafschaft Essex ist es beinahe sprichwörtlich geworden, eine zufriedene Ehe mit dem Verdienen der Dunmower Speckseite in Verbindung zu bringen, eine Thatsache, die bei verschiedenen Schriftstellern den Glauben erweckte, der Brauch sei nur dort eigentümlich und überhaupt nur in England heimisch. Bei der kirchlichen Einsegnung der Ehe waren beide junge Eheleute verpflichtet, ihren Entschluß in friedfertiger Gemeinschaft miteinander leben zu wollen, durch eine hierauf gerichtete Eidesformel zu bekräftigen. Diese Eidesformel mußte „Anieend auf zwei spitzen Steinen“ geleistet werden. Die Steine werden noch heute im dortigen Kirchhof gezeigt. Mit wie lebhaft freudiger Anteilnahme stets eine derartige Eidesleistung ganz allgemein von der Bevölkerung begrüßt wurde, erhellt aus den hieraus folgenden Veranstaltungen. Das Ehepaar wurde von einigen starken Männern auf die Schulter emporgehoben und um das Dorf herumgetragen, woran sich der ganze Troß des Klosters und der Gemeinde, Alte und Junge, mit lautem Freudengeschrei beteiligte und — die Speckseite vorangetragen wurde. Aufzeichnungen über solche Vorgänge scheinen jedoch nur selten niedergeschrieben worden zu sein, denn den Papieren jenes Gutes ist zu entnehmen, daß bis zur Einführung der Reformation im Jahre 1521 der Wache nicht mehr als dreimal eingefordert worden ist. Wohl aber giebt es in England weit ältere Erwähnungen des Gebrauchs der Speckseite in ihrer Bedeutung für das Eheleben, von denen eine bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts zurückreicht, während eine andre noch älter ist. Es darf aber die Seltenheit des Wadenholens keineswegs als ein günstiges Zeichen für den Bestand friedfertiger Ehegemeinschaft angesehen werden, wie sich dies aus dem Wortlaut einer unerkennbaren Klage in einem ungedruckten Codex zu Oxford ergibt, wo es in deutscher Uebersetzung heißt:

„Es findet sich niemand, der jetzt befahre  
Nach Dunmows Kloster den rechten Weg;  
Denn alle hereuen in einem Jahre,  
Und viele schon früher. Drum Pfad und Steg  
Von wildem Gestrüpp sind rings umwunden;  
Die rechte Spur wird nicht mehr gefunden.“

Daß infolgedessen der Brauch, die Speckseite einzufordern, mit der Zeit zu einem Scherz und lustigen Schwanke wurde, kann nicht befremden, ebensowenig die Thatsache, daß später angestellte Versuche, ihn wieder zu beleben, erfolglos blieben. —

Ernst Floebel.

## Kleines feuilleton.

— Aus dem Köhlerleben des Harzes. Das Augustheft der illustrierten Zeitschrift „Der Tourist“ bringt aus der Feder Professors Dr. Alfred Kirchhoff folgende interessante Schilderung: Wer den Harz noch aus Wanderungen in früheren Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts kennt, wird sich des überraschenden Anblicks erinnern, den mitten im Waldesgrün der Kreisrunde, noch unbewachsene und kohl-schwarze Bezirk eines alten, längst ausgenutzten Köhleneimers verursachte. Was jetzt in unsern deutschen Gebirgen überhaupt nur selten zu schauen, der hohe, nach oben kegelförmig verjüngte, einem riesigen Vienenforb ähnliche, wohlgefüllte Aufbau eines Weilers, war damals besonders im Oberharz eine gar häufige Staffage der Waldlandschaft. Schon von weitem bemerkte man den anheimelnden Duft der schwelenden Holzmasse, ehe man noch den bläulichen Qualm durchs Grün der Fichtenwipfel friedlich emporsteigen sah. Endlich stand man vor dem Weiler selbst und bei den spitzen kegelförmigen Holzhütten, die, Indianer-Bigwams ähnelnd, den rufschwarzen Köhlern zum Obdach dienten. Die Kohlungsstelle, d. h. die Unterlage, auf der der Weiler errichtet war, maß gewöhnlich 10 bis 12 Meter im Durchmesser. Darauf erhob sich der Weiler in der besagten Gestalt eines abgestumpften Kegels; war das Gelände zu abschüssig, so war an der Thalseite eine Mauer gezogen und innerhalb deren der Boden mit Erde aufgefüllt, damit die Tragfläche für den Weiler streng wagrecht sei. Vom zu verholenden Holz sah man von außen gar nichts; es war meist sogenanntes Stubben- oder Stufenholz, also die untersten Teile der niedergefallenen Waldbäume nebst ihrem vielverzweigten Wurzelwerk. Tüchtig in einander gerammt, setzten diese Holzmassen einen Aufbau zusammen, der selbst dem wütendsten Gebirgssturm trogte. Die Außenwände des Weilers waren ganz überkleidet von Nadelholzfleißig, Moos, Laub oder Rasen, worüber noch ein feiner Weidwurf mit Erde lagerte. Die äußere Luft durfte ja keinen ungemunten Zutritt erhalten, weil man sonst das Holz zum Verbrennen statt zum Verholen gebracht hätte. War alles fertig gerichtet, so begann man in mittlerer Höhe (am Quandel) mit Hilfe von trockenem Holz die Zündung, die man durch Stechen von Luftgängen zuerst in die Haube (den Oberteil des Weilers) leitete, dann auf die nämliche Weise tiefer und tiefer führte, bis die Luft endlich bis zum Fuß sich ausbreitete, worauf dann alle Zuglöcher dicht verschlossen wurden und der Weiler zur Gäre ging.

\*) Mittelhochd. = waschen.

\*\*) Wache, Wache = Speckseite des Schweins.

Diese Feuerarbeit bis zum Umfah der letzten Holzteile in Kohle währte 10 bis 14 Tage. Nach der Abkühlung des Meilers begann dann das Längen, d. h. das Abladen der Kohlen, deren Sortierung und Abfuhr in zweirädrigen, von Pferden gezogenen, forstgeflochlenen Karren; zur Schieferer Hütte schleppten auch Frauen in hochgeladenen Körben die Kohlen auf dem Rücken. Der ganze Köhlereibetrieb erforderte, wie man sieht, ein ständiges Verweilen beim Meiler. Tag und Nacht mußte der Köhlungsfortgang beobachtet werden; namentlich wo ein Meiler dem Wind allzu schutzlos ausgesetzt stand, pflegte man rings um ihn herum sorgfältig Windschauer anzulegen, d. h. Umgänge aus Holzdielen, auf denen fleißig Ausschau gehalten wurde, ob nicht die stürmische Luft sich etwa durch den Weirufharnisch des Meilers irgendwo ungewünschten Eingang in dessen Inneres bahne und somit die böse Gefahr der Feuerbrunst erwecke. Da waren also die Köhler und ihre Gehilfen (die Hulpen) auf wackere wechselseitige Unterstützung bei ihrer verantwortlichen Arbeit angewiesen; oft galt es auch, die Genossen benachbarter Meiler mit zur Hilfe zu rufen, zumal wenn der Meiler wirklich in Brand geriet, denn in frisch abgerodeten Waldrevieren (Haien, wie der kennzeichnende Harzer Ausdruck lautet) waren gewöhnlich mehrere Meiler in gemessener Ferne gleichzeitig in Betrieb und bildeten eine engere Gemeinschaft unter der Bezeichnung Köhlhai. Es wurde dann gleichfalls die Wählzeit, die Schiebensuppe (Suppe mit Brotstücken), gemeinsam eingenommen, und auch hierfür bedurfte man eines akustischen Signals, die Leute zusammenzurufen. Diese Signalvorrichtung ist erst ganz neuerdings mit dem Massenbetrieb der deutschen Köhlerei selbst außer Gebrauch gekommen und wäre vielleicht ganz in Vergessenheit geraten, wenn nicht der bekannte Ethnolog Richard Andre vor einigen Jahren, durch den Bergnamen Hillebille bei Sachsa im Harz angeregt, auf die Sache aufmerksam gemacht hätte.

Der Berg hieß, so wurde ihm gesagt, nach einer Hillebille, die einst dort stand. Hieraus entspann sich dann eine so fleißige Erkundigung nach verschiedenen Gegenden unsres Vaterlandes, daß wir heute von der Hillebille als einem sehr allgemein in unfruchtlichen Gebirgen, besonders von den Köhlern benutzten Schallgerät wissen, das von ähnlichem Nutzen gewesen ist, wie noch jetzt den Dualanegern Kameruns und so manchen andern Naturvölkern im tropischen Urwald ihre aus einem Stück ausgehöhlten Baumstammes hergestellte Signaltrommel. Die im Harz üblich gewesene Form der Hillebille war folgende: an einem Galgen aus Fichtenstämmen hängt ein fingerbreites Brett aus Buchenholz, etwa 75 cm lang, 20 cm breit, an zwei Schnüren oder Lederriemen. Angeschlagen mit einem hammerförmigen Knüttel aus Hainbuchenholz, giebt das schwingende Brett der Hillebille ihre Lade- und Alarmsignale hellen Klanges mindestens auf halbstündige Entfernung, bei günstigem Wind noch viel weiter. Die sprachliche Herleitung des auffälligen Wortes Hillebille ist noch nicht sicher ergründet. Indessen scheint dem Verfasser aus der ältesten, in der Erzählung vom sächsischen Prinzenraub im 15. Jahrhundert überlieferten Wortform Hellebille eine sehr einfache Etymologie herborzuzugehen: hell bedeutet ursprünglich laut, weithin schallend, Bille lebt noch im Englischen bell (Glocke), hängt zusammen mit dem mittelhochdeutschen Zeitwort billen (schlagen), heißt mithin so viel wie Schallbrett, durch Anschlag tönendes Brett (das ehemals tatsächlich die Glocke ersetzte). Hellebille wäre demnach echte Verdeutschung von Telephon, und Hillebille durchaus durch Anreimen entstanden, wie das bei so manchen vollstümlichen Redewendungen geschah nach Art von „mi hun's, mi kunn's" (wir haben's, wir können's). —

k. Die russischen Großfürsten. Zu den männlichen Verwandten des Zaren gehören, wie ein englisches Blatt schreibt, ein Bruder, vier Onkel, vier Vettern ersten Grades, zehn Vettern zweiten Grades, dreizehn Vettern dritten Grades und ein Großonkel. Sein Bruder, sein Großonkel, seine Onkel und die Vettern ersten und zweiten Grades sind Großfürsten und werden kaiserliche Hoheit angedeutet, während die Vettern dritten Grades nur russische Fürsten sind und Anspruch auf das Prädikat Hoheit haben. Außer dem Zaren hat das kaiserliche Haus also 33 männliche Mitglieder, die eine schwere Last für Rußland bedeuten, denn jeder erhält als Geburtsrecht ein Einkommen von etwa 2 000 000 M. jährlich, von seiner Geburt an bis zur Todesstunde. Die Großfürsten und Fürsten des russischen Kaiserhauses erhalten also jetzt jährlich 66 000 000 M. im ganzen. Die Großfürsten brauchen das Geld aber nicht sehr nötig, denn sie haben ungeheure Güter im ganzen Lande. Im ganzen haben diese 33 Großfürsten und Fürsten zusammen 5000 englische Quadratmeilen Landbesitz, also etwa den vierzigsten Teil des gesamten Gebietes des europäischen Rußland. Außer diesen großen Gütern gehören ihnen noch 325 Paläste und Schlösser und sie beschäftigen 20 000 Bedienstete. Die Großfürsten genießen viele rechtliche und gesellschaftliche Vorrechte in Rußland. Sie können vor einem öffentlichen Gericht nicht verklagt, auch als Zeuge in einem öffentlichen Prozeß nicht vorgeladen werden. Wenn einer eine Klage gegen einen Großfürsten vorbringen will, so muß der Fall einem besonderen Gerichtshof vorgelegt werden, der ausschließlich zu dem Zwecke gebildet ist, Rechtsstreitigkeiten zu verhandeln, in die Mitglieder der kaiserlichen Familie verwickelt sind. Wenn bei einem Prozeß die Zeugenaussage eines Großfürsten nötig ist, so muß sich eine Kommission von Gerichtsbeamten zu ihm in seine Wohnung

begeben und dort seine Aussage aufnehmen. Der Großfürst braucht die Wahrheit seiner Aussage nicht zu beschwören, seine einfache Unterschrift hat den Wert und die Bedeutung eines Eides. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Pilze auf Blättern einer Rhododendron-Art. Im Berliner Botanischen Garten befindet sich eine Anzahl größerer Exemplare des im Himalaja heimischen Rhododendron Falconeri, welche, im Jahre 1883 aus importierten Samen gezogen, gegenwärtig eine Höhe von 2 Metern und darüber erreicht haben. Die großen, leberigen, oberseits dunkelgrünen, stark nebartigen, unterseits mit einem rostbraunen Filz besetzten Blätter zeigten nun auf ihrer Oberfläche, besonders an der Spitze und den Rändern, seit vielen Jahren häufig mischfarbige, anfangs rotbraune Flecken. Die Blattsubstanz stirbt schließlich vom Rande oder von der Mitte aus ab, so daß aschgraue oder gelbbraune Stellen erscheinen. Die sehr schönen und dekorativen Pflanzen werden durch diese mischfarbenen Flecken der Belaubung in ihrem Aussehen sehr unvorteilhaft beeinflusst. Untersuchungen, die der bekannte Mykologe P. Hennings an derartigen krankhaft veränderten Blättern angestellt hat, haben, wie der „Prometheus“ der „Zeitschrift für Pflanzkrankheiten“ entnimmt, gezeigt, daß in den braunen Flecken farblose Pilzfäden, in den grauen hingegen ganz verschiedenartige, dem bloßen Auge meist punktförmig erscheinende schwarze Pilze vorhanden sind. Alles in allem konnten aus Blättern von Rhododendron Falconeri und dem nahestehenden Rh. grande sieben verschiedene Pilzformen gewonnen werden, die für die Erkrankung des Laubes in Betracht kommen können. Freilich liegt für einige aus dieser Schar die Möglichkeit vor, daß sie sich an den schadhafte Stellen nur als Fäulnisbewohner, nicht als Schmarotzer angesiedelt haben. Die Blattkrankheit ist übrigens zweifellos eine Sekundärercheinung, die wahrscheinlich in einer Erkrankung des Wurzelsystems ihre Ursache hat. In der That zeigte sich bei einigen Exemplaren, daß die Wurzeln teilweise abgestorben waren; des weiteren weist auch eine in den Blattstielen festgestellte eigenartige Veränderung der Gefäße auf eine Wurzelkrankung hin. —

**Humoristisches.**

— Befürchtung. Vater (zu seinem kleinen Jungen, der einen Cigarrenstummel raucht): „Aber, Du Bengel, was fällt Dir ein, mit der neuen Hose zu rauchen?“ —

— Durchschau. Mann: „Vor einigen Tagen las ich einen Artikel über den hohen Nährwert und die Bekömmlichkeit des Hammelfleisches.“

Frau: „Ach, hast Du gestern wieder ein Schaf geschossen, als Du auf der Jagd warst?“ —

— Gefährlich ist's... „Kann Ihre Frau kochen?“ „Nein; aber sie thut's, wenn sie gereizt wird!“ — („Weggendorfer Blätter“.)

**Notizen.**

— Der Münchener Dichter und Schriftsteller Friedrich Benz ist, 26 Jahre alt, an den Folgen der Morphiumsucht gestorben. Vor einigen Jahren war er durch einen Majestätsbeleidigungs-Prozeß, den ihm ein „anarchistischer“ Kollege eingebrockt hatte, in weiteren Kreisen bekannt geworden. —

t. Eine Biographie von Andreé will die Anthropologische und Geographische Gesellschaft in Stockholm veröffentlichen, deren Mitglied der verstorlene Forscher jaakung gewesen ist. Das Werk wird auch einige bisher ungedruckte Schriften Andreés enthalten. —

— Die reichsdeutschen, österreichischen und schweizerischen Larvengologischen Vereinigungen haben sich zu einer Larvengologischen Gesellschaft zusammengeschlossen; die erste Tagung der neuen Gesellschaft wird in Heidelberg stattfinden. —

i. Die Brutstätten der Aale. Man vermutete schon seit längerer Zeit, daß die Aale irgendwo in größeren Meerestiefen ihre Brutplätze haben müßten, hatte solche aber noch nicht entdeckt. Jetzt ist es dem dänischen Biologen Dr. Schmidt bei Gelegenheit von Meeresforschungen in der Umgebung von Island gelungen, den Laich von Heilbutten und Aalen aufzufinden. Junge Aalbrut wurde aus tiefen Meerestiefen zwischen Island und den Färöern aufgefißt. Die jungen Aale waren nur drei Zoll lang und dem ausgewachsenen Fisch völlig unähnlich. Der Laich der Heilbutten wurde zwischen Island und Grönland angetroffen in der Nähe der Grünbe, die seit mehreren Jahren von englischen und amerikanischen Forschern regelmäßig besucht werden. —

— Perlenfischerei im Bogtland. In der oberen Eifter und ihren Zuflüssen betrug die Ausbeute der Perlenfischerei einem Bericht der Oberforstmeisterei zu Auerbach zufolge im Berichtsjahre 20 helle Perlen gegen 7, 30 halbhelle gegen 31, 3 Sandperlen gegen 4 und 17 verdorbene Perlen gegen 10 im Jahre 1902. —